

Festspiel zu Ernst Stückelbergs 70. Geburtstag

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 15-16

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574892>

Nutzungsbedingungen

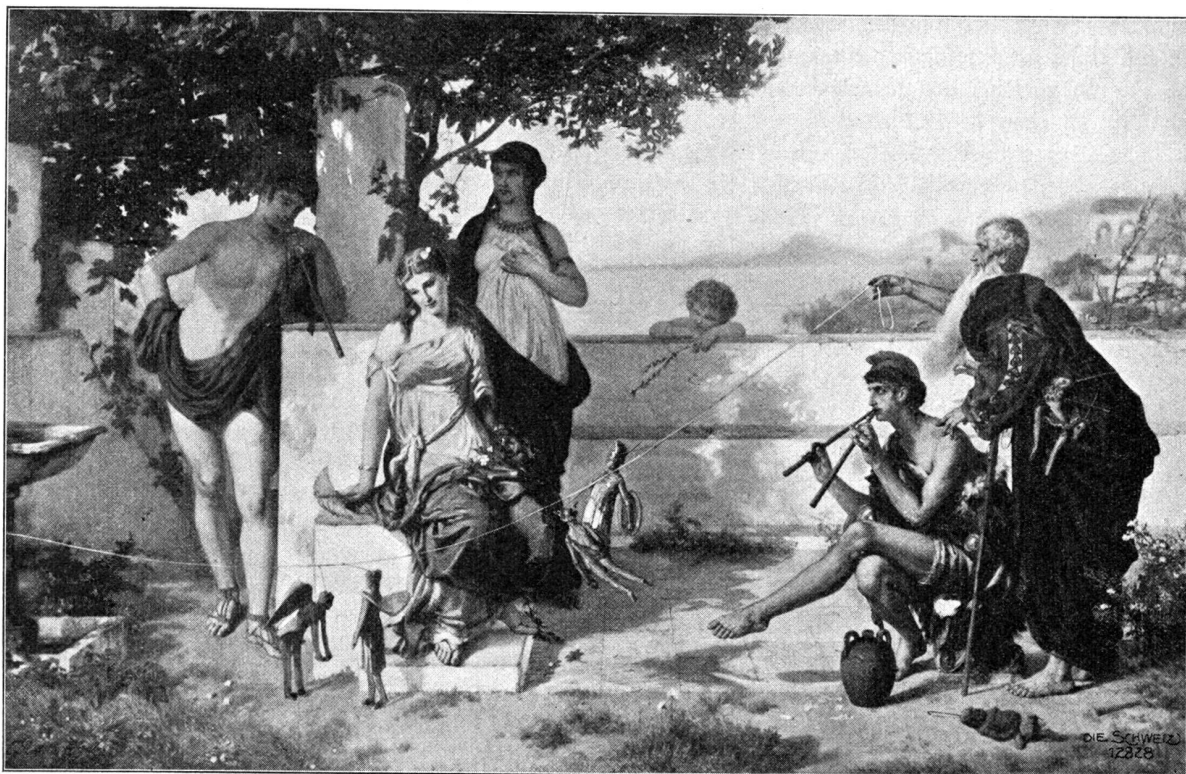
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Marionetten. Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (Kunstmuseum Basel).

Festspiel zu Ernst Stückelbergs 70. Geburtstag

22. Februar 1901.

Von **Albert Gehler**, Basel.

Aufgeführt am 13. April 1901 im Basler Musiksaale.

Personen:

| | | | |
|-----------------------|-----------------------------|--|----------------------|
| Ein römischer Gaukler | } Aus den „Marionetten“. | Santuzza | } Aus „Santa Lucia“. |
| Mglaja | | Ein Mandolinenspieler | |
| Agathon, ein Knabe | Ein alter Mönch | Maria | |
| Ein junger Mönch | } Aus „Entsagung“. | Lucia | |
| Faust | } Aus „Faust und Gretchen“. | Ein geigender Prete („Der Geiger von Anticoli“). | |
| Gretchen | | Tell und sein Knabe: Aus der Tellskapelle. | |
| | | Die Kunst, eine Idealfigur. | |

Ort: Am Meer, italienische Küste.

Der Gaukler (sich umsehend).
 He, he! Noch niemand da? Was ist denn das?
 Es war am Ende nur ein schlechter Spaß,
 Als sie mich riefen aus des Lichtes Fluren.
 Zu wandeln meiner frühern Menschheit Spuren:
 Es sei ein Fest, man brauche mich dazu;
 Ein Stündchen nur Verzicht auf Himmelsruh,
 Dann sei's geschehn. — So bin ich ausgezogen,
 Und jetzt bin ich — —? Ja, ja, ich bin — betrogen.
 Ha, kichert's hinter mir nicht schadenfroh? —
 Gefoppt, gefoppt! — Wer lacht mich aus? — Hallo! —
 Nein; nichts! — 's ist Alles still im Lorbeerhain,
 Vom Meer nur fällt's wie Festtagsglanz herein.

— Ein Festtag, ja. — Sie sagten's und verschwanden.
 Warum? — Das hab' ich nicht so recht verstanden:
 Ein Meister, dem ich einst im Traum erschien
 Und dem ein Zauberer die Kunst verliehn,
 Die Träume wahr zu machen, die er sah,
 Der Meister sei zu einem Fest heut da
 Er sei der Welt bekannt seit vielen Jahren,
 Und Alle, die von seiner Kunst erfahren,
 Die kämen heut, zu sagen froh und frei,
 Wie teuer und wie lieb er ihnen sei.
 Ich — habe diesen Meister nie gesehen; [nichts gesehen,
 Er mich? — Kann sein! — (ungeduldig) Doch es will
 Und ich bin doch der Narr an diesem Ort. (Er lauscht)

Nein, horch, ein Laut! Und sieh, was wehte dort?
Ein hell Gewand! Es kommt; ein junges Weib!
Und eine Griechin gar von schlankem Leib.
Und halt; ich kenne sie . . .

(Freudig) . . . Aglaja, du?

Wie ging es denn bei euch im Hause zu,
Als der Besuch uns das Verderben schickte,
Pompejis Glanz im Aschenschlamm erstickte —
— Doch nein, komm her! Vergessen sei die Plage!
Ich hab dich wieder, schön, wie an dem Tage,
Da du dem stillen Glaucus dich versprochen . . .

(Er nimmt ihre Hände)

Noch war der Lippen Siegel nicht gebrochen,
Da batst du lieb mich um ein Puppenspiel:
„Amor und Psyche“, war des Wunsches Ziel.
Nun gut, ich ließ sie plaudern, sich verneigen,
(Er macht die Gebärde des Schnurziehens)

Am Schnürlein ihre Liebeskünste zeigen. —
Da plötzlich, angeweht von Gros Hauch
Fand dein Herr Glaucus endlich Worte auch,
(lächelnd)

Und, o wie sanft du weich in seinen Arm!

Aglaja.

Mach mir das Herz nicht mit Erinnerung warm!
Mein Glaucus! — Ach, wie kurz war unser Glück:
Ihn hielt im Fliehn der böse Berg zurück
In jener Unglücksnacht . . . (Sie weint).

Gaukler (tröstend)

Mein Kind, nicht weinen!

Kann nicht das Schicksal euch aufs neu vereinen;
Wir zwei sind auch zusammen doch gekommen.

Aglaja (freudig, leidenschaftlich)

Du glaubst? O glaubst du? Hast du's denn vernommen?

Gaukler.

Nicht sicher. Doch du weißt, der edle Meister,
Der uns hieher rief, ist ein Herr der Geister;
Er weckt, was lange tot, zu neuem Leben:
Vielleicht kann er dir Glaucus wiedergeben?

Aglaja (in ausbrechender Inbrunst)

Wo ist er? — Ist er hier? — O lieber Meister,
O Zauberer, o Künstler, Herr der Geister!

(Sie sinkt auf ein Knie)

Sieh mich, hier sink ich auf die Kniee nieder:
O gib, o gib mir den Geliebten wieder!

Gaukler.

Nein doch, mein Märchen, so ist's nicht gemeint.
Ich weiß nicht, ob der Meister hier erscheint;
Ich dachte nur: Vielleicht. Dir Kund ist ja,
Wir sind zu seinem Ehrentage da.
Er hat uns einst gesehn, belauscht, gemalt,
Und dafür wird mit Liebe heut gezahlt.

Aglaja (untröstlich).

Nein, nein, ich glaub's nicht. Ach, es wär zu schön. —
Du Böser, geh, dein Wort ist falsch Getön!

(freudiger):

Doch sieh, wer kommt dort? — Ist er alt, dein Mann?
Ein Alter kommt! (für sich) Wär er's, der zaubern kann!
(Die zwei Mönche aus „Entsagung“ kommen langsam
herangeschritten).

Der alte Mönch (zum jungen)

. . . Und noch einmal: Nur Beten und Kasteiung
Hilft zu des sündgen Leibs und Geists Befreiung;
Drum bete, ringe . . .

Der Gaukler (zu Aglaja)

Was sind das für Zwei?

Sie sehn fast aus wie ich. — Ich bin so frei
Und frage sie, was sie hier draußen sollen . . .
Die werden doch nicht auch zum Feste wollen?
(Zu den Weiden)

Ihr Herren, guten Tag!

Der alte Mönch (fährt auf)

Was seh ich? Weh!

Ein Götzenknecht! Ein Teufel! — Apage!

(Zum jungen Mönch)

Sieh, so stellt uns der Satan seine Schlingen.
Doch wie Antonius mußt du ihn bezwingen.
(Will vorbei).

Gaukler.

Nur nicht so schnell! Und Euer Fluchen, spart's!
Wo kommt ihr her, so finster und so schwarz?

Der alte Mönch.

Auch einem Spukbild will ich Rede stehen. —
Du siehst uns auf der Tugend Pfaden gehen:
Wir haben Gott, dem Höchsten, uns geweiht,
Weil er durch seinen Sohn der Welt verzeiht
Und durch die Jungfrau, die in ihrem Schoß . . .

Der Gaukler (unterbrechend)

Was faset ihr? Seid der Vernunft ihr bloß?
Sagt deutlich jezt: Wo? Welches Zwecks? Wohin?

Der alte Mönch.

Ich hab's gesagt, doch ist verstockt dein Sinn.
(Zu seinem Begleiter)

Komm, komm, mein Sohn, bet schnell ein Pater noster
Und vor dem Satan flieh ins heilige Kloster!

Der junge Mönch (hat Aglaja erblickt)

O Vater, sieh, dies Weib, wie Licht so rein!
Nein, das kann nicht der böse Teufel sein!

Der alte Mönch (zieht ihn fort).

Verblendung! Komm! Noch bist du nicht geseit.
Wirf dich in Nesseln! Komm! 's ist höchste Zeit.

Gaukler.

Sagt, ihr zwei Narren, seid ihr nicht gebeten,
Zu eines Künstlers Fest hier anzutreten?

Der alte Mönch.

Ein Künstler, ja, ein frommer Mann wie wir,
Steht heut in seiner siebenzig Jahre Zier;
Er hat gemalt, was gut und schön vor Gott. —
Doch wozu deiner dummen Fragen Spott?

Gaukler.

Auch wir sind hier zu dieses Meisters Ehren. —
Wollt oder nicht! Ihr müßt mit uns verkehren!

Der alte Mönch.

O welch ein Hohn! Ein Künstler, dessen Hand
Sich nur gerührt für Gott und Vaterland,
Soll sich von Heidenfragen ehren lassen?
Nein, nein! Er warf sein Gold nicht auf die Gassen.

Gaukler.

Er hat gemalt, was schön war, will mir scheinen;
(auf Aglaja zeigend)
Und die ist schön! Wollt Ihr's vielleicht verneinen?
— — Auch Ihr seid hübsch;
(faßt ihn am Bart).

Der silberweiße Bart

Macht Euch zu einem Wesen seltner Art.
(Seinen eigenen Bart zeigend)
Ich alter Wust bin nur — originell,
Und drum nur nahm der Mann mich zum Modell.
(beschwichtigend, voll Güte):
Seid jetzt zufrieden, gelt! Ich freß euch nicht,
Und wartet, ob der Meister gibt Bericht.

Der alte Mönch.

Bericht? Worüber? Wartet Ihr auf ihn!
Uns aber laßt jetzt unsre Straße ziehn.

Gaukler.

Nein, bleibt! Dort seh ich neue Leute kommen;
Mich dünkt, sie sind aus Eurer Welt genommen.
Denn Griechen sind es nicht.
(Zu Aglaja) Doch sieh, mein Kind,
Ein Bübchen läuft voraus; komm, komm geschwind!
(Der kleine Agathon kommt gesprungen).

Aglaja (ihm entgegen)

Mein Agathon, mein Bruder, komm zu mir!
Ich glaubte dich verloren, meine Zier,
Verloren in Pompejis Schreckensnacht . . .
Komm, küsse mich . . . Wie du mir Angst gemacht!

Agathon.

Aglaja! O wie hab ich viel geweint.
Doch jetzt, jetzt lach ich. Sieh, die Sonne scheint
So lieb wie damals, als in ihrem Glanze
Der Alte da uns lud zum Puppentanze —

— — Doch denk dir nur, wie ich hiehergesprungen,
Voll Angst, daß mir mein Suchen doch mißlungen,
Bin ich zwei Leuten dort am Berg begegnet,
Dort, wo der Oleander Blüten regnet,
Zwei Leuten, einem Mann und einer Frau,
Nein, nie ward mir zuteil noch solche Schau:
Ihr Kleid fällt nicht wie deins in freien Falten,
Mit Schnüren scheint's und Klammern festgehalten.
Dort, sieh, dort wandeln langsam sie heran,
Die bunte Frau und der geschürzte Mann.
(Faust und Gretchen kommen.)

Faust.

Hier schweift der Blick weit über Land und Meer!
Von hier trägt uns der Wind den Frühling her. —
— Doch sieh dort, welch ein Bild! Ein Griechenkind!
Nein, eine Göttin! Sieh, dort! Sieh geschwind!
(Auf Aglaja deutend)

Ich glaube, Gretchen, das ist Helena,
Die ich so oft im wachen Traume sah.

Gretchen (ein bisschen schmollend).

Mir sagtest du, du träumtest nur von mir;
Doch es ist wahr, die Schönheit blendet schier.
Und das ist — wie doch sagst du? — Helena?

Faust (stürmisch)

Laß mich! Ich muß! Sie ist es; sie ist da!
(eilt zu Aglaja)
O sei gegrüßt, du Wunder aller Frauen!

Aglaja.

Ein Wunder, ich? (Auf Gretchen zeigend)
Dort will ich Wunder schauen!
Das Mädchen dort, das stille Himmelsbild,
Das ist ein Wunder, schön und lieb und mild.
So schön war sie, die schönste: Helena;
Ich weiß, ich fühl's, trotzdem ich nie sie sah.

Faust (führt Aglaja zu Gretchen)

Sie nennt Dich Helena, du liebes Herz!
Und sie hat recht! Was such ich anderwärts
Ein Glück, wie's nur in Dir mir lebt auf Erden. —
(zu Aglaja)

Dank, Griechin, dank! Und laß uns Freunde werden.
Vielleicht zog uns derselbe Ruf hierher:
Man lud uns ein zu eines Meisters Ehr,
Der habe wie mit Zauber uns berührt,
Uns durch die Kunst ins Leben neu geführt.

Gaukler (zu Faust)

Ja, habt auch Ihr ihn denn noch nie erblickt,
Zu dessen Fest ein Gott uns hergeschickt?

Faust.

Nein; aber seid gewiß, wir werden sehen:
Sein Geist ist nah; ich spür das warme Wehen.

Gaukler.

So bist auch du ein Zauberer, mit Kunst?

Faust.

Ein bißchen wohl versteh ich höh're Kunst;
Doch braucht, daß Künstlers Gegenwart wir fühlen,
Nicht die Magie die Tiefen aufzuwühlen.

Mir sagt mein Herz, er sei uns völlig nah. . . .

(Er lauscht) Doch horch; was klingt da feine Musik?
(Man hört in der Ferne einige Takte des Liedes „Santa Lucia“ mit Mandolinbegleitung singen.)

Der alte Mönch.

Das ist ein Gondellied; ich kenn's schon lang!

Einst am Besuvius hört ich seinen Klang.

(Er sieht nach der Richtung, aus der das Lied ertönt)

Und seht, da kommen — o ich war gewiß —

Die dunkeln Schwestern aus Neapolis.

O ja, sie sind's, Santuzza und Maria,

Und dort die schwärzeste, das ist Lucia!

(Er will auf sie zu.)

Der junge Mönch (fein zum Alten).

Es scheint, Ihr predigtet nicht stets Kasteiung,
Und Schönheit war nicht immer Herzentweihung.

Der alte Mönch

(während die drei Italienerinnen mit dem Mandolinenspiel
näher getreten sind)

Still, still! Sie singen: „Dolce Napoli. . . .“

O Land der Sonne, Land der Poesie!

Santuzza.

Nein, noch nicht! sagt uns erst mit kurzem Wort

Sind wir zum Künstlerfest am rechten Ort?

Es trieb uns her zu jenem lieben Herrn:

Wir hatten alle drei ihn einst so gern.

Der Gaukler.

Ihr kennt ihn also! Sagt, wie sieht er aus?

(Auf Faust zeigend)

Wie der hier? Wie der Zauberer? Braun und Kraus?

Maria (lustig)

So sah er aus, jawohl, vor dreißig Jahren.

Doch jetzt ist ihm der Schnee durchs Haar gefahren,

Nur uns hat ew'ge Jugend er verschafft.

(Ernst) Das ist des Künstlers echte Zauberkraft:

Den Andern darf er Wandellooses geben,

Sich muß er wandeln, wie ein Mensch, im Leben.

(Lachend zum Gaukler)

Sein Bart ist weiß; er sieht fast aus wie Ihr.

Gaukler (lacht).

Hu, hu! Wie ich! Dann wär's ein struppiges Tier!

Maria.

Ein bißchen schöner schon; doch ist's die Art,

Und lang, wie Euch, wallt ihm zur Brust der Bart.

Lucia (zu Maria)

Doch in den Augen, das vergiß nicht, du,

Da lag (auf den Gaukler zeigend) was Andres als bei

dem Filou;

Da glomm ein Strahl von Frieden, Glück und Güte,

Den ich bis heute noch im Herzen hüte.

Der alte Mönch (ungeduldig)

Doch jetzt fangt an; ich kann's nicht mehr erwarten!

Schon ist mir, ich spazier' im Vorbeergarten.

„Santa Lucia“! Ja, das ist das beste!

Wo gäb's ein schönres Lied zum Künstlerfeste.

(Die drei Italienerinnen stehen nebeneinander, Lucia singt,

der Mandolinenspieler sitzt den dreien gegenüber und begleitet

zwei Strophen des Liedes „Sul mare lucica“. Unterdessen

wandeln die andern Anwesenden paarweise im Hintergrunde:

Der alte und der junge Mönch, Faust und Gretchen, der Gaukler

und Agtaja; diese führt Agathon an der Hand.)

Der alte Mönch (nach Schluß der zweiten Strophe)

Bravissimo! Jetzt schließt den lustgen Kreis!

Jetzt darf er kommen, unsrer Künstlergreis!

(Pause) (Man hört in der Ferne geigen, eine sanft getragene
Melodie.)

Gaukler.

Noch mehr Musik! Und hört mir, welch ein Ton!

Als schlug das Saitenspiel Apollos Sohn.

(Alle schweigen. Langsam, in sich versunken, spielend, kommt
der „Geiger von Anticoli“; er lehnt sich an eine Bank
und spielt weiter, immer leiser, zuletzt kaum hörbar; er bleibt
still in sich versunken.)

Santuzza (zu Maria)

Den kennen wir, Mariuccia; komm und sieh,

Das ist der Geiger von Anticoli.

Doch der wird kaum zum Fest gekommen sein;

Der spielte immer nur für sich allein!

Doch kommt, wir wollen heut ihn einmal necken:

Geh, brech Rosen von den grünen Hecken!

(Sie brechen Rosen; unterdessen spielt der Geiger wieder laut,
dann immer leiser.)

Maria.

Hier, Rosen! Treffst ihn! (sie bombardieren ihn mit Rosen)

He! Herr Träumer, hört!

Der Geiger (hört auf zu spielen; sanft)

Wer ist's, der mich in meinen Phantasteen stört?

(Er blickt um sich; erschreckt)

Madonna! Was ist das? Wo bin ich? Wo?

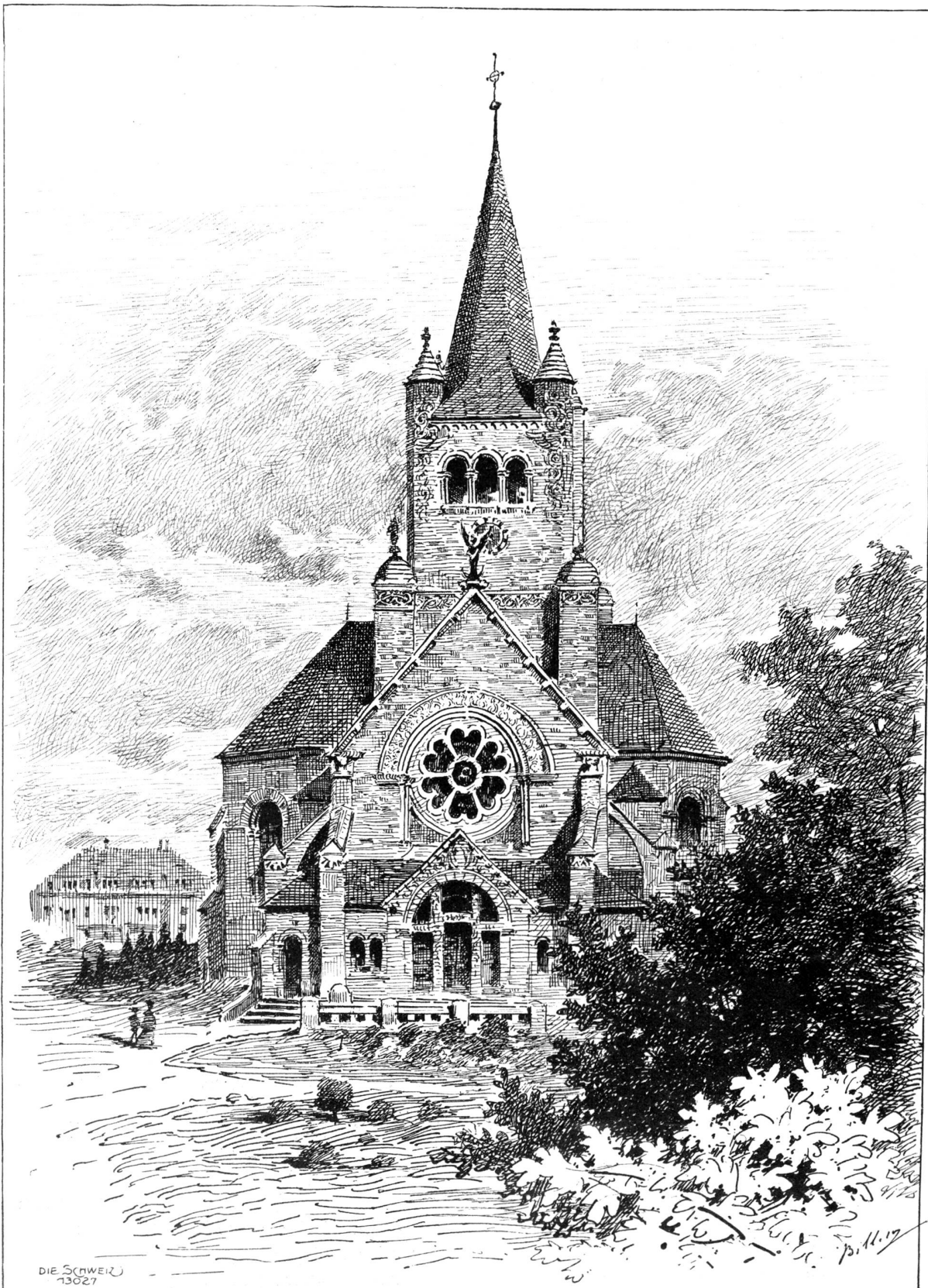
Santuzza (lachend)

In lustger Kompagnie! Seid selber froh,

Und werft die sanfte Schwermut einmal weg!

Kommt, macht Musik! Wir tanzen auf dem Fleck!

(Dreht sich ein paar Runden.)



Die neue Pauluskirche in Basel.
Originalzeichnung von J. Billeter, Basel.

Der Geiger (sich besinnend)

Nein, nein! — Ich sah einst einen Mann mich malen;
Dem wollt ich heut mit einem Liedlein zahlen
Und dann mich unbemerkt von dannen trollen.

Gaukler (zum Geiger).

Grad der ist's, den auch wir heut feiern wollen.
Bleib da, mein Freund, und laß heut dein Gesicht,
Das traurige, dahinten! Willst du? — Nicht?
Der Meister sieht gewiß dich lieber lachen.
Du hast's nur nie probiert, dich froh zu machen!
Spiel uns ein Stück! — Dort sitzt die Mandoline;
Die Mädchen tänzert's; Glück strahlt jede Miene!

(Der Geiger fängt an, mit Mandolinbegleitung eine langsame Tanzmusik zu spielen; nach und nach geraten die Italienerinnen, auch Faust, Gretchen, der Gaukler, Aglaja, Agathon, sogar der alte Mönch in rhythmische Bewegung: Menuett.)

Gaukler.

Jetzt Kinder, fängt es an! Jetzt schnell're Takte!
Musik, Musik! — Wie das die Herzen packt!

(Pause)

(Im Hintergrund geht Tell mit dem Knaben vorüber; er sieht einen Augenblick zu; die Musik schweigt.)

Knabe (zu Tell)

Was ist das für ein Volk dort, laß uns schauen!
Biel bunte Kleider, Männer, Kinder, Frauen.

Tell.

Die gehn uns nichts an! Wälsche sind es eben;
Die tanzen so und tändeln durch das Leben.
Wir, Knabe, müssen uns mit Ernst besinnen,
Wie wir des Lebens höchstes Gut gewinnen.

Knabe (fragend zum Vater aufschauend).

Die Freiheit, Vater, ist das höchste Gut,
Und sie erwuchs uns aus des Vogtes Blut?

Tell.

Komm, daß ich bald mich vor den Meister stelle,
Der uns gemalt hat in der See-Kapelle.
's ist heut sein Fest, ich muß die Hand ihm reichen,
Auch du, als unsres tiefen Dankes Zeichen.

Gaukler (zu Tell).

Hier, hier! Kommt her! Wir sind zum Fest vereint,
Zu dem ihr zwei doch auch zu wallen scheint.
Ihr seid willkommen beide. — Tretet an!

Tell.

Schweig, alter Narr! Nicht kenn' ich Deinen Mann.
Den wir zwei suchen — unser edler Meister
Das ist

(auf die Gesellschaft deutend)

kein Maler solcher Puppengeister;
Das ist ein Schildrer kühner Mannesthat,

Ein Freund von Helden, wie Ihr keinen saht.
(zum Knaben)
Komm, Kind, hinweg von diesem Laffenpiel!

Gaukler.

Ich sag Euch aber: Ihr seid doch am Ziel.

Tell (unwirsch).

Jetzt still! Sonst bringt dich eine Schweizerhand
Zum Schweigen und — vielleicht gar zum Verstand.

Gaukler.

Und doch

Tell.

Was „doch“? Ich sage, halt dein Maul
(er hebt die Hand auf)

Man nennt uns langsam, doch wir sind nicht faul.

Er will auf den Gaukler los, dieser weicht zurück; da erscheint

Die Kunst, eine Idealfigur.

(Zu Tell)

Mein lieber Tell; was schiltst du diesen Alten
Und störst das Fest, das diese Menschen halten?
Gewiß, derselbe Mann, der dich gemalt,
Hat einst mit seiner Kunst auch die bestrahlt.

Tell.

Ich glaub es nicht. Auch Du willst mich betrügen!
(Sieht ihr lang ins Gesicht)

Und doch, ein Mund wie deiner kann nicht lügen. . . .
Vom Himmel scheinst du mir, kamst mit dem Winde.
Nun sag mir Eins: wo ich den Meister finde.

Kunst.

Der Meister? Er ist da!

Gaukler, Faust, Santuzza.

Wo? sage: Wo?

Kunst (in den Saal zeigend)

Hier, ganz bei euch! Dort sitzt er, lebensfroh,
Dort unter Freunden! Dort! Seht ihr ihn nicht,
Der graue Bart umwallt sein lieb Gesicht!

(Zu Tell):

Gieb mir dein Büblein! — Gieb es, wahrer Tell!

(Tell gibt zögernd den Knaben)

Komm, Agathon, auch du, wir steigen schnell
Hinunter die paar hellen Marmorstufen,
Vielleicht gelingt's, ihn hier herauf zu rufen. . . .
Doch nein, er bleibe nur!

(Sie zeigt einen silbernen Kranz; zu allen)

Seht diesen Kranz!

Er leuchtet, wie sein Haar, im Silberglanz:
Den bring ich ihm zum Zeichen der Verehrung
Von uns als silbern helle Festbescherung.
Schließt Euch zum Kreise!

(Zu den zwei Knaben)

Nur euch zwei, ihr Knaben

Will ich zu lieblichen Begleitern haben:

Die Kunst ist jung, und jugendlich ihr Lieben

Für den, der selbst im Herzen jung geblieben.

(Sie steigt, rechts und links einen der Knaben, hinunter. Auf der vorletzten Stufe hebt sie den silbernen Kranz hoch. Oben haben sich die andern im Halbkreis an die Rampe gestellt, in der Mitte Tell, der seinem Sohne nachschaut. Rechts und links werden grüne Lorbeerkränze in die Höhe gehalten).

Die Kunst (zum Publikum)

Seht, Festesfreunde, diese meine Krone!

Sie wird in Ehren heute dem zum Lohne,

Der ganz und treu sich mir, der Kunst, gegeben! —

(zum Jubilar)

Hab Dank, o Künstler, für dein reiches Leben!

Auch die dort, deiner edlen Hand Gestalten,

Sieh Dankeskränze dir entgegenhalten.

In meinen Kranz ist noch der Wunsch gewoben:

Begnadet sei dein Dasein von dort oben,

Daß manches Jahr noch seinen Sonnenjegen

Dir spende auf des Lebens Abendwegen!

(Sie reicht dem Künstler den Kranz. Die Musik fällt ein mit dem Priestermarsch aus der „Zauberflöte“. Die „Kunst“ tritt langsam in den Kreis der Ihren zurück.)

Der Vorhang fällt.

Die Nachfolgerin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine heitere Geschichte aus der Sommerfrische von Ant. Andrea.

Das Hallenhaus an der waldigen Thalstraße war bis auf den letzten Winkel besetzt: alles Sommerfrischler, meistens Damen und Kinder. In den schattigen Gartenanlagen wurde nachmittags Croquet oder Tennis gespielt — wobei die Damen ihre Kleider und Hüte in hellen und grellen Farben schillern ließen. Frau Doktor Maiberg hatte sich eigens ein Tenniskostüm in Duedlinburg anfertigen lassen müssen, weil in ihrer sonst so reichhaltigen Aussteuer keines vorgeesehen war. Ganz jung verheiratet, befand sie sich eigentlich noch im Stadium der Flitterwochen; sie trug daher schwer an dieser Sommerfrischetrennung, der ersten von ihrem geliebten Doktor Fritz. Es war also notwendig, daß sie sich zerstreute und — soweit es ihre Liebe und ihr junges Glück zuließen — nach einer Freundin umhat. Damen, junge und ältere, waren vorhanden; dennoch konnte Frau Ite sich nur einer wirklich anschließen, dem lebenswürdigen, charaktervollen Fräulein von Nettlau.

Alle hatten sie gern — das heißt, soweit die Damen in Betracht kamen; die Herren ließ das spröde, ernsthafte, nicht mehr ganz junge Mädchen gewöhnlich kalt.

Als Doktor Maiberg sein junges Frauchen zum erstenmal im Harz besuchte, war diese neugierig, was er zu ihrer neuen Freundin sagen würde.

Leider war Kloe Nettlau den Nachmittag nicht da. Sie kam erst gerade vor dem „Dinner“ nach Hause. Dann lief die ganze Kinderschar vom Spielplatz ihr entgegen und zog mit ihr ab.

„Ist sie nicht nett?“ fragte Frau Ite ihren Gatten — etwas lauernd, denn sie war zur Eifersucht veranlagt. —

„Immer gleichmäßig freundlich und gefällig, dazu durchaus vornehm — — —“

Der Doktor warf einen flüchtigen Blick nach dem Spielplatz hin: unter all den weiß gekleideten, kleinen Mädchen sah Fräulein von Nettlau in ihrem grauen Leinenkleide wie die Erzieherin aus.

„Mag sein,“ sagte er nachlässig. „Mir ist sie nicht als etwas Besonderes aufgefallen.“

„Aber du siehst sie ja nicht an, Fritz!“

„Ich sehe meine Frau an, das genügt: sie ist entschieden die schönste und netteste von den anwesenden Damen.“

Frau Ite konnte sich also furcht- und ahnungslos dieser neuen Freundschaft hingeben. Wie all den andern Damen, wurde auch ihr bald Klotilde Nettlau unentbehrlich: immer war sie hilfsreich bei der Hand, ob es Ausflüge, kleine, gefellige Abende, Spiele im Freien oder sonst etwas zur allgemeinen Zerstreuung zu veranstalten gab. Sie tröstete betrübt, junge Strohwitwen, pflegte Schnupfenleidende und nahm sich der überschüssigen Kinder an, so oft die sich langweilten oder bei irgend einem strafwürdigen Unternehmen fest saßen.

Eines Nachmittags gab Frau Geheimrat Behr einen Damenkaffee. Sie war eine gut konservierte Dame in mittleren Jahren, die im Geruche großer Lebensflughheit stand. Natür-

lich war sie ein Herz und eine Seele mit Kloe Nettlau, der „charaktervollen“. Diese schenkte den Kaffee ein und bediente die lebhaft plaudernden Damen mit Kuchen — was der Wirtin ihre Pflichten erheblich erleichterte.

Die Unterhaltung war in vollem Gange. Selbstverständlich drehte sie sich um die Männer. Die verheirateten Damen führten das Wort; einstimmig erklärten sie, daß es nur eine Methode gäbe, nach der das Weib glücklich würde: die Ehe.

Ein paar anwesende Unverheiratete wurden abwechselnd blaß und rot. Jede von ihnen dachte an einen „Ihn“, als den Mittelpunkt ihrer geheimen Wünsche und Hoffnungen. Fräulein von Nettlau allein blieb gleichmäßig kühl und unberührt. Sie mischte sich überhaupt nicht in die Unterhaltung; nur, als Frau Geheimrat Behr sie direkt fragte, warum sie eigentlich unvermählt geblieben wäre, gab sie zur Antwort: „Ich hatte das Unglück, daß mir immer die verheirateten Männer am besten gefielen.“

Einen Augenblick eine grenzenlose Bestürzung; dann erhob sich ein Sturm von Widerspruch und unvorholener Entzürstung: es war beinahe, als fürchtete jede, daß dieses merkwürdige Fräulein von Nettlau es auf „ihren“ abgesehen haben könnte.

Sie bediente unentwegt ruhig die aufgeregten Damen. In ihren guten, sonst so ernsten Augen blitzte verstoßen der Schalk auf.

„Das ist doch natürlich, verehrte Freundinnen,“ sagte sie, als man sie endlich zu Worte kommen ließ. „Nur diejenigen Männer, welche unter weiblichem Einfluß stehen und täglich Gelegenheiten haben, das weibliche Element verfeinert und veredelnd auf sich wirken zu lassen, sind wahrhaft lebenswürdig.“

„Ah!“

Also so war es gemeint. Aller Mienen klärten sich auf, und jede wurde sich plötzlich ihres „verfeinernden“ und „veredelnden“ Einflusses bewußt. Aber ja! Fräulein von Nettlau hatte wieder einmal eine große Wahrheit gesagt. Sie fühlten sich alle als Heldinnen, daß sie es mit einem Manne aus Rohmaterial, im Urzustande, gewagt hatten.

Bei dieser Gelegenheit verschwand Fräulein von Nettlau unbemerkt vom Tisch. Ein paar herrenlose Knaben, die bei der lebhaften Debatte von ihren Müttern vergessen worden waren, nahmen sie für sich in Anspruch: sie langweilten sich „gräulich“ und hatten einen „gräßlichen“ Hunger.

Frau Geheimrat Behr, deren rundliche Fülle und Frische auf eine durchaus glückliche Ehe schließen ließ, warf die Frage auf, wie viele von den Gatten der anwesenden Damen ihren Frauen wohl über das Grab hinaus treu bleiben würden. Tiefes Schweigen. Daran hatte ja keine in ihrem glücklichen Besitze gedacht.

„Meiner!“ rief plötzlich die junge Frau Ite, blaß und bebend vor Erregung.

Das gab auch den andern ihr Selbstbewußtsein wieder